Die Diamanten des Königs Lobengula

Von A. Diez-Langhammer.

Die Geschichte mit dem Schatz von Hertain hält augenblicklich die französisch-belgische Grenzbevölkerung in der Liller Gegend in Spannung. Kein Wunder. Bekanntlich will ja ein Rutengänger dort vergrabenes Gold im Werte von zwölf Millionen Mark festgestellt haben. Die Sache hat nur in sofern einen Haken, als der Besitzer des Grundstückes, eines Rübenfeldes, erst seine Hackfrüchte in aller Ruhe einernten will. Er gehört eben zu den bäuerlichen Philosophen, und die sind noch längst nicht die schlechtesten.

Die tausende von Glücksrittern, die in den letzten Jahrzehnten nach den sieben verlorenen Schätzen Afrikas gesucht haben, würden froh sein, könnten sie mit der gleichen Sicherheit wie der Rutengänger von Hertain erklären: „Hier sind Krügers Goldmillionen. Hier liegen die Diamanten König Lobengulas." Alle diese Abenteurer sind der festen Ueberzeugung, daß die Schätze kein Hirngespinst sind. Mehr wissen sie aber auch nicht.

Da sind die sagenhaften Silberminen von Chicoa am Nordufer des Sambesi, die einst der Grundstock zu den märchenhaften Reichtümern der Königin von Saba gewesen sein sollen. Alte Bergwerke wurden dort genug gefunden, nur das Silber entdeckte bisher niemand.

Genau so verhält es sich mit „Krügers Goldmillionen". Als der greise Präsident der Burenrepublik, von den Engländern bedrängt, aus Transvaal flüchten mußte, ließ er angeblich Kisten mit Gold vergraben. Ein Sagenkranz hat sich innerhalb dreier Jahrzehnte um diese Millionen gebildet, aber bis heute ist noch nicht einmal einwandfrei festgestellt, ob Krüger sich überhaupt im Besitze des Goldes befand oder nicht. Auf jeden Fall aber wurde das Land dort, wo der Zug des Präsidenten auf der Flucht gehalten haben soll, von Hunderten von Schatzsuchern durchwühlt.

Der dritte verborgene Hort ist die Goldladung der „Grosvenor", die an der südafrikanischen Küste zwischen East London und Durban unterging. Die Stelle, da das Wrack auf dem Meeresgrunde liegt, konnte ermittelt werden, aber bisher bestand keine Möglichkeit, den Schatz zu heben. Einzelne Goldmünzen, die von den Wellen an Land gespült wurden, sind alles, was das Meer bislang aus seiner Tiefe wieder hergab.

Ein wenig phantastisch mutete die selbst von durchaus ernst zu nehmender Seite immer wieder aufgestellte Behauptung an, am Oberlauf des Sambesi müßte sich ein Vulkankrater befinden, aus dem alle jene Diamanten stammten, die zu Tal gespült und im Flußsand gefunden wurden. Wenn diese Angaben der Wahrheit entsprächen, so müßte das Erdinnere dort unschätzbare Reichtümer ausgespien haben.

Aehnlich verhält es sich mit dem angeblichen „Tal der Edelsteine", von dessen Vorhandensein schon die ersten weißen Ansiedler hörten. Es soll am Mittellauf des Orange liegen, und ein Weißer schwor darauf, es gesehen zu haben. Dieser, ein englischer Goldsucher, hatte die Buschmänner schon oft vom sagenhaften Tal sprechen hören, doch keiner wollte ihm nähere Angaben darüber machen. Nun fügte es der Zufall, daß der Engländer einem dieser Eingeborenen das Leben rettete. Zum Dank versprach der Schwarze, alles zu tun, was sein Retter von ihm forderte. Doch als der Engländer sagte: „Führ' mich ins Tal der Edelsteine!" da bat der Buschmann: „Verlang' es nicht! Einer von uns beiden würde nicht wiederkommen." Der Engländer bestand aber auf seiner Forderung, und der Schwarze fügte sich.

Sie trekten tagelang durch Felswüsten. Dann hielt der Buschmann vor einer Höhle, in der ein Wasserlauf verschwand: „Dort ist der Eingang!" Die beiden bauten aus Wagenteilen ein Floß und vertrauten sich dem Wasser an. Die Fahrt im Dunkeln war grauenhaft. Immer wieder stießen sich die beiden an der niederen Decke des natürlichen Tunnels wund, große Fledermäuse krallten sich aufgescheucht an ihnen fest, das unsichtbare Wasser gurgelte. Doch nach vier Stunden hatte die Qual ein Ende. Ein Tal lag vor den beiden, und sein steiniger Boden war mit rohen Edelsteinen besät. Der Engländer stopfte sich alle Taschen voll. Er wollte länger bleiben, doch der Buschmann drängte zur Rückkehr, und die Totenstille war wie eine Drohung. In mühseliger Kletterei erreichten die beiden den Kamm des einen Gebirgszuges, der das Tal umschloß. Es fehlte jeder Weg, und jeder Fußtritt war mit Lebensgefahr verbunden. Tatsächlich stürzte der Buschmann in den Abgrund. Dem Engländer gelang es, seinen Wagen wiederzufinden und zivilisiertes Gebiet zu erreichen. Er verkaufte die mitgenommenen Edelsteine für mehr als eine halbe Million Mark. Nun wollte er das Tal zum zweiten Male aufsuchen. Doch er wurde unterwegs von Buschmännern erschlagen.

Einwandfrei nachgewiesen ist das Vorhandensein des Schatzes des Königs Lobengula. Dieser, das Oberhaupt der unruhigen Matabeles nördlich des Limpopo, forderte von seinen in den Transvaal-Diamantenminen beschäftigten Untertanen einen Tribut in Gestalt gestohlener Steine. Als die Engländer eine Expedition gegen ihn vorbereiteten, kaufte er sich in Kimberley zwei alte Geldschränke, packte seine Diamanten hinein und ließ sie im Busch vergraben. Alle Zeugen bis auf den Sekretär des Königs wurden unmittelbar darauf meuchlings erschlagen. Lobengula selbst fiel bald danach im Kampf gegen die Engländer. Der einzige Eingeweihte blieb somit der schwarze Sekretär. Dieser versuchte verschiedentlich, den Schatz, der einen Wert von rund 50 Millionen Mark haben soll, zu heben, doch der Neger wurde stets von den Behörden überwacht. Sein Geheimnis will der heute Siebzigjährige natürlich um keinen Preis verraten.

Der siebente verborgene Schatz Afrikas ist das Gegenstück zum berühmten Cullinan-Diamanten, der sich im Besitze des englischen Kronschatzes befindet. Dieser — heute in drei Teile geteilte — Krondiamant stellt aller Wahrscheinlichkeit nach nur die kleinere Hälfte eines weit größeren Steines dar, dessen Gesamtgewicht auf 3025 Karat geschätzt wird. Es gilt als sicher, daß der fehlende größere Teil von einem in der Cullinanmine beschäftigten Schwarzen gestohlen wurde. Ein Farmer aus der Nähe von Pretoria erfuhr durch Zufall, daß er durch eine Reihe von Mittelsmännern an den Dieb herankommen könnte Er machte seinen gesamten Besitz zu Geld und setzte sich mit dem Schwarzen in Verbindung. Dazu war freilich monatelange angestrengte Detektivarbeit nötig. Schließlich wurde vereinbart, der Weiße sollte in einer Nacht gegen Aushändigung von tausend Einpfundstücken den Diamanten ausgeliefert erhalten. Der Farmer glaubte, diese zwanzigtausend Mark sparen zu können, ließ sich münzengroße Bleistücke anfertigen und wollte den Ueberbringer des Diamanten betrügen. Doch der Schwarze erkannte die Absicht und verschwand in der Finsternis. Der Farmer, der bald darauf in Geldverlegenheit geriet, beging einen Mord. Er wurde zum Tode verurteilt. Als er unter dem Galgen stand, sagte er: „Ihr Esel hängt den einzigen Menschen, der die andere Hälfte des Cullinan herbeischaffen könnte."

—⊡—

Raubt der Affe Menschenfrauen?

Der verleumdete Orang-Utan. — Der Gorilla auf „Freiersfüßen". — Weibergekreisch verträgt kein Affe.

Von Franz Schombach.

Großes Aufsehen erregte vor nicht allzu langer Zeit die abenteuerliche Erzählung der birmanischen Schauspielerin Mya Than. Sie stand als Zeugin vor Gericht, während fünf Männer angeklagt waren, die Künstlerin entführt zu haben. My Than sagte aus: Sie sei gerade in einer Teediele von Mandalay, als ich plötzlich ergriffen, geknebelt und in einen Kraftwagen geschleppt wurde. In einem freien Felde hielt das Auto. Dann trug mich Ba-Tok" — damit wies die Erzählerin auf einen der Angeklagten — „auf seinen Armen in eine einsame Hütte und zwang mich, dort zu bleiben. Nach 5 Tagen besuchten wir alle einen Wasserfall, dermitten im Walde lag, und nun glückte es mir, in das Dickicht zu entschlüpfen. Ich wanderte mehrere Stunden auf einem schmalen Pfade entlang, als plötzlich ein riesiger Orang-Utan sich auf mich stürzte und mich mit sich schleppte. Ich schrie, so laut ich konnte. Und schließlich schien dies dem Untier auf die Nerven zu gehen. Der Orang-Utan ließ mich fallen und rückte aus. Ich wanderte viele Stunden weiter und wurde schließlich gerettet."

Diese aufregenden Schicksale der noch im zarten Alter von dreizehn Lenzen stehenden Diva erweckten allgemeines Mitgefühl. Leider stellte sich dann heraus, daß sich in der Erzählung Wahrheit und Dichtung in schier unentwirrbarem Knäuel ineinander verschlungen hatten, sodaß manches überhaupt nicht aufgeklärt werden konnte. So auch das Attentat des lüsternen Orang-Utan. Aber darüber hatte der Richter schließlich nicht zu bestimmen, denn der Affe saß nicht auf der Anklagebank.

Immerhin hat der Glaube, daß Affen Menschenfrauen rauben, seit der phantasievollen Erzählung der birmanischen Filmdiva sehr an Anhängern verloren. Denn: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht; und wenn er auch die Wahrheit spricht." Kürzlich aber ist dem Affengeschlecht ein neuer Ankläger erstanden, der Glaubwürdigkeit verdient, und zwar handelt es sich um den bekannten Tierforscher Reißmann, der in einer großen englischen Zeitung einen Beitrag zu der Frage liefert, ob der afrikanische Gorilla Menschenfrauen raubt.

Wie Reißmann erzählt, befand er sich nahe der Grenze der Stämme Jaunde und Bakoko, als plötzlich einer seiner Begleiter zu ihm ins Haus stürzte mit dem entsetzten Rufe: „Herr, der große Buschmann ist da!" Der Forscher riß das Gewehr von der Wand und stürzte der Stelle zu, von der aus ein ohrenzerreißendes Geschrei erscholl. Es war ein grauenvoller Anblick, der sich ihm dort bot. Auf einem Schwarzen lag ein mächtiger Gorilla, der seinem Opfer mit teuflischer Bosheit und Kraft die Arm- und Beinmuskeln bis auf die Knochen zerriß. Mit gezückten Messern standen die Schwarzen um die Bestie herum, wagten sie jedoch nicht anzugreifen. Beim Herannahen des Weißen richtete sich der riesige Affe kampfbereit auf. Aber Reißmann war so glücklich, einen Herzschuß anbringen zu können. Der Gorilla wankte drei Schritt beiseite und brach dann tot zusammen. Er hatte seine böse Lust mit dem Leben bezahlt. Er war nämlich wenige Minuten zuvor in aller Gemütsruhe aus dem Busche herausspaziert und über eine der dort arbeitenden Frauen hergefallen, um sie zu entführen. Aber die Ueberrumpelte hatte so fürchterlich geschrien, daß die Herren der Schöpfung aus dem süßen Nichtstun emporgeschreckt wurden und entsetzt herbei eilten. Das schwarze Weib ließ der Affe nun fahren, aber nur, um an dem nächstbesten Manne seine Wut auszulassen.

—⊡—

Robinsons prosaische Heimkehr

Von Howard F. Gibson-St. Louis.

In diesen schlechten Zeiten der Treu- und Glaubenslosigkeit kann man es dem Methodistenprediger William Belvin, der im sonnigen südlichen Florida zuhause war, nicht übel nehmen, wenn er an der Menschheit verzweifelte. Was sollte er noch auf dieser verkehrten Welt, die doch nicht zu ihm in die Kirche kommen wollte, sondern lieber zum aufpeitschenden Rhythmus irgend einer Negermusik tanzte?

Nein, da war es besser, er begrub sich irgendwo in der Wildnis, lebte wie ein Anachoret und sammelte innere Kräfte, um dann, wenn seine Zeit gekommen, ungeschwächt den Kampf gegen die sündige Welt aufnehmen zu können.

Also ging William Belvin in die Wüste. Da es aber in Florida keine richtige Wüste gab, so beschloß der moderne Anachoret, im unwegsamen und bisher noch nicht gänzlich erforschten Sumpfgebiet der Everglades unterzutauchen. Seine Kleider ließ er am Rand der Zivilisation zurück. Er nahm auch nicht das geringste Hilfswerkzeug mit in die Einsamkeit, denn er wollte ganz auf seine eigene Kraft angewiesen sein, sich selbst beweisen, daß er, lediglich von seinem Willen beseelt, den Kampf mit der Natur aufnehmen konnte.

Ein Jahr lang gelang ihm das auch. Er baute Fallen aus Gräsern und Lianen, eine Hütte aus Palmblättern, einen Lendenschurz aus Schilf. Er wurde von Wind und Sonne braun gefärbt wie ein Ozeanier. Ab und zu sah ihn ein Mensch. Er floh dann immer. So nannte man ihn in Florida den Wilden Bill.

Eines Tages aber keimte in Bill die Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten der sündigen Welt gar mächtig. Er konnte dieses Gefühl kaum meistern, und schließlich sagte er sich, daß es ratsam sei, einmal die Nase aus den Everglades herauszustecken, um zu sehen, ob seine Zeit noch nicht gekommen war.

Also tauchte der Wilde Bill vor kurzem aus den Sümpfen wieder auf und begab sich nach Fort Myers, der nächsten Stadt. Dort rief die Heimkehr des freiwilligen Robinson berechtigtes Staunen hervor. Denn Bill begab sich in seinem Schilfgewand zum nächsten Baderladen, um seinen Sumpfbart ein wenig beschneiden zu lassen.

Er lag gerade zurückgelehnt im großen Stuhl und der Bader wetzte seine Schere. Da trat der Sheriff von Fort Myers ein, sagte nicht guten Tag, sondern legte seine grobe Tatze auf die bloße Schulter des Anachoreten: „Ich verhafte Sie hiermit, weil Sie vor einem halben Jahr im Naturschutzpark in den Everglades beim Ausnehmen eines Pelikannestes beobachtet wurden." Ehe der Wilde Bill ein Wort erwidern konnte, schlossen sich zwei Handschellen um seine Gelenke; der Sheriff riß ihn aus dem Stuhl und brachte ihn ins Loch.

Die Welt kann überzeugt sein, daß William Belvin, sobald er seine Strafe abgebrummt hat, wieder in die Wüste bezw. in die Everglades geht.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanke, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 Mittwoch, 11. November 1931

Die „Schneegans" zieht

Von Wilhelm Hochgreve.

Unter den Zugvögeln, die im Spätherbst, Winter und Frühjahr unsere Breiten überqueren oder bei uns zu Gast sind, treten die Wildgänse besonders hervor, weil sie fast immer in Keilform ziehend neben den Wanderzügen der Kraniche am meisten auffallen und weil ihr „Gig — gag — gig — gag — gag" oder „Kähk — kak — kahk" auch aus beträchtlicher Höhe verrät, daß wilde Gänse über uns hinziehen. Da sie in Deutschland mit Ausnahme in den Wintermonaten sehr selten sind, da nur die Graugans in einigen Küsten- und Seengebieten bei uns brütet, hielt der Volksglaube schon in früheren Zeiten jede ziehende Wildgans für eine „Schneegans", und in Tageszeitungen werden auch heute noch immer wieder vornehmlich Saatgänse als „Schneegänse" bezeichnet, deren Erscheinen einen frühen und langen Winter voraussagen soll. Es sei gleich vorweg erklärt, daß die echte Schneegans, wie ihr Name besagt, gewöhnlich schneeweiß in der Hauptfärbung den kalten Norden der Neuen Welt und Nordostasiens bewohnt und nur ganz selten einmal in Europa in einigen verstrichenen Exemplaren beobachtet wird. Mit ihr wird am meisten also die Saatgans verwechselt, von der sie sich zwar kaum in der Größe, wohl aber in der Farbe unterscheidet. Die Hauptzeichnung der Saatgans ist ein silbrig schimmerndes Grau, während die einzige bei uns brütende und im Spätherbst südwärts wandernde Wildgans, die Graugans, beinahe ebenso gut Braungans heißen könnte, da ihr Grau stark zum Braun hinneigt. Sie ist um 12 bis 15 Zentimeter länger als jene beiden und damit im ganzen etwas größer. Von der Graugans stammt unsere zahme Landgans ab, die ihr sehr ähnlich sehen kann, sofern der Martinsvogel eine graubraune Färbung hat. Die Stimme ist fast dieselbe, und soviel Scheu und Vorsicht die Graugans in der Freiheit auch zeigt, so zahm kann sie in der Gefangenschaft werden. 1912 berichtete die Deutsche Jägerzeitung, daß eine Graugans, die sich zwanzig Jahre vorher, durch Wintersnot ermattet, zu ihren „Verwandten" auf einem Bauernhof bei Peine geflüchtet hatte und sehr schnell zahm geworden war, sich immer noch recht wohl fühlte. Wie alt sie in der freiwilligen Gefangenschaft geworden ist, habe ich leider nicht feststellen können. Die Graugans kehrt Ende Februar in ihre norddeutschen und nördlicheren Brutgebiete aus den südlicheren Winterquartieren zurück. Kleiner und dunkler als sie ist die Bleßgans, die im nördlichen Europa, Nordostasien und Nordamerika brütet und als Zugvogel in Deutschland beobachtet wird. Dasselbe gilt von der ihr sehr ähnlichen, nur etwas kleineren Zwerggans, die ebenfalls die auffällige Schnabelblesse zeigt. Kleiner auch als die Grau- und Saatgans ist die in Island, Spitzbergen und weiter nördlich beheimatete Rotfußgans, die als Winterherberge die britischen Inseln, auch die holländische Küste, seltener Deutschland, wählt.

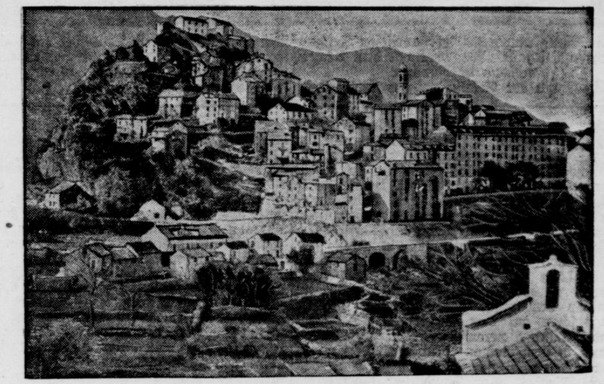
Als Wintergast taucht an der Nordseeküste nicht selten und dann manchmal in ungeheuren Mengen die aus den kalten Zonen Afrikas und Asiens zugewanderte Ringelgans auf, die sich mehr als jene Arten ans Wasser hält. Sie ist dunkel, teilweise schwarz gezeichnet, im Körperbau gedrungener. Viel seltenere Wintergäste sind bei uns die ebenfalls im hohen Norden heimische Nonnen- oder Nordgans und die kleinere Rothalsgans.

Das sind in der Hauptsache die Wildgänse, die wir im Winter häufiger oder ganz selten einmal zu sehen bekommen, soweit wir nicht einmal ein deutsches Brutgebiet der Graugans berühren.

Als wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen den am häufigsten bei uns vorkommenden Wildgansarten dient außer der Gefiederfärbung die Farbe des Schnabels, der bei der Graugans, matt fleischrot bis orangerot, bei der Saatgans größtenteils schwarz ist. Die Spitze des Oberschnabels, der Nagel, sieht bei der Graugans schwarzgelb aus, bei der Saatgans fast schwarz.

—⊡—

Krieg gegen Räuber auf der Insel Korsika



Blick auf Ajaccio.

Die französischen Behörden haben ein Riesenaufgebot von Polizeimannschaften und Panzerautomobilen nach Korsika eingeschifft, um den Großkampf gegen das Banditenunwesen aufzunehmen. Bekanntlich waren die Anführer der korsischen Banden bisher noch nie zu fangen.

Downingstreet, Quai d'Orsay Wilhelmstraße

Von Herbert Langenscheidt.

Wieder stecken wir in einer Zeit des Hochbetriebs der Außenministerien der ganzen Erde. In Europa stehen dabei die Auswärtigen Aemter Englands, Frankreichs und Deutschlands im Mittelpunkt der Ereignisse. Längst hat sich für diese Häuser, in denen seit Jahrzehnten die Politik des größten Teiles der Erde bestimmt worden ist, die Bezeichnung Downingstreet, Quai d'Orsay und Wilhelmstraße Bürgerrecht in allen Ländern der Erde erworben. Man sagt London, Paris, Berlin, wenn man die Regierungen Englands, Frankreichs und Deutschlands meint, und denkt und spricht Downingstreet, Quai d'Orsay und Wilhelmstraße, wenn man ihre Auswärtigen Aemter umschreiben will. Hinter diesen Straßennamen steckt aber viel mehr Ureigentümliches der Länder, als man auf den ersten Blick erkennen könnte.

Beginnen wir die Betrachtung mit der Downingstreet, dann muß allerdings vorausgeschickt werden, daß hier nur qualifizierte Tatsachen angeführt werden sollen, damit sie niemand im Falle England als unqualifizierbare Beschimpfungen auslegt. Sir George Downing legte zwischen dem St. Jamespark und der Themse, nahe dem heutigen Unterhaus, die kurze Straße an, die seit zwei Jahrhunderten der Sitz des englischen Premierministers und des Foreign Office gewesen ist. Das darf man wohl als sehr ehrenvoll für diesen Namen empfinden. Und doch bildet er den Hauptbestandteil der schlimmen sprichwörtlichen Redensart des heutigen England. „An arrant George Downing", ein schuftiger George Downing. Der Mann hat sich so unehrenhaft aufgeführt, daß er, ein Zeitgenosse Cromwells, noch heute als ein Schreckensbeispiel von Treulosigkeit, Habsucht und Unterwürfigkeit gilt. Um diese Eigenschaften einleuchtend zu machen, genügt es allerdings schon zu wissen daß Downing es fertig brachte, von Karl II. geadelt und zum Baron gemacht zu werden, obwohl er sich als engster Freund des großen Königshenkers und Diktators Cromwell gebärdete und dessen Sohn Oliver beschwatzte, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Natürlich ließ er sich von allen dreien so unterschiedlichen Gewalthabern seine Dienste teuer bezahlen und benutzte seinen Einfluß zu ganz unglaublichen Bereicherungsversuchen, wobei er sich durch Leichen auf seinem Wege nicht vom Weiterschreiten abhalten ließ. Er war stets ausgesprochenster Realpolitiker, so wie . . nun, so wie Downing-Street es ebenfalls immer gewesen ist.

Das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, das kürzer und viel häufiger schlechthin Quai d'Orsay genannt wird, steht sehr ähnlich wie die Downing-Street durch den Straßennamen mit einer typischen Persönlichkeit der französischen Geschichte und des französischen Wesens in Verbindung. War Downing ein wendefähiger Staatsmann, so war Graf Alfred Guillaume d'Orsay ein Beau, ein schöner Mann, eine wandelnde Modereklame seiner Zeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nur „Stroh im Kopfe" gehabt hätte. Außer seiner Schönheit verfügte er über gewinnende geistige Eigenschaften. Kein Geringerer als Lord Byron rühmt die glänzende Unterhaltungsgabe des Franzosen. Vermutlich hätte d'Orsay sich trotz der Heirat mit einer Engländerin der ersten Kreise des Landes weder in London noch in Paris so lange, wie ihm das gelang, an der Spitze der großen Gesellschaft halten können, wenn er nicht in der Tat überdurchschnittliche Begabung besessen hätte. Für einen Franzosen war seine Erscheinung eigentlich etwas zu kraftvoll und männlich. Er stammte väterlicherseits auch nicht aus franzö-

München ehrt die Gefallenen des Weltkrieges



Die Ehrenkompagnie der bayrischen Reichswehr am Gefallenendenkmal vor dem Armeemuseum in München.

Zu Ehren der Gefallenen des Weltkrieges fand in Bayern am 8. November ein Gedenktag statt, der in der Feier am Heldendenkmal vor dem Münchener Armeemuseum seinen Höhepunkt fand.

„. . . Martini man die Gänse schlachtet"



Gänsefarm im Oderbruch.

Nach alter Sitte ist der Martinstag (11. November) das Fest des Gänsebratenessens. Tausende von geschlachteten Gänsen kommen zu diesem Tage auf die Märkte, wo sie von den Hausfrauen sorgsam geprüft werden, um am Martinstag dann braun gebraten und knusprig auf den Tisch zu kommen.

Die verlorene Kohorte

Von Ernst Heller.

Der arabische Führer war am verzweifeltsten. Er schien sich vor Dr. Bauer auf die Knie werfen zu wollen, als er klagte: „Herr, ich weiß nicht, wie es kam, daß der Wasserschlauch auslaufen konnte. Geister müssen uns einen Streich gespielt haben, böse Geister, von denen die Wüste voll ist."

Der deutsche Forscher unterbrach ungeduldig den Wortschwall: „Hör auf und sag mir lieber, ob Du keinen Brunnen weißt!" — „Einen Brunnen?" Der Araber kroch in sich zusammen. „Sieben Tagemärsche sind es bis Bir Teina, und wir haben keinen Tropfen Wasser mehr!" — „Das ist also das Ende?"

Er sah erbärmlich aus, dieser Araber, als er sich wand: „Ja, Herr, das Ende! Wenn nicht . ." — „Was denn? Rede, stottere nicht!" — „Wenn wir nicht Bir Scheitan aufsuchen wollen. Aber, Herr, das ist auch der sichere Tod. Mancher soll nach Bir Scheitan gekommen sein," aber keiner ist zurückgekehrt. Der Teufel lebt dort, nein, eine ganze Horde von Teufeln!"

Dr. Bauers Hand fuhr durch die heiße Luft: „Hör auf! Wie weit soll es denn sein bis zu diesem Teufelsbrunnen?" — „Einen Tag, Herr." — „Dann gibt es ja keine Wahl. Wir gehen nach Bir Scheitan! Raff Deine Knochen zusammen, Du Feigling! Lieber sollen Deine Teufel mich umbringen, als daß ich verdurste." —

Im Morgengrauen hoben die Kamele die schwankenden Köpfe: Sie witterten Wasser. Dr. Bauer sah sein Gewehr, seine Pistolen nach. Die anderen folgten schweigend seinem Beispiel. Der Führer zitterte auf seinem Sitz.

Auf dem Kamm eines Felshügels stand plötzlich ein Mensch. Ein Mensch? Er sah eher wie ein Tier aus mit der schwarzen Mähne, die ihm tief in die Augen hing, die nackten Schultern bedeckte. Er kletterte wie ein Tier über die Steine, kroch zwischen den Felsen hindurch, verschwand. Dr. Bauer wandte sich: „Entsichern!"

Eine halbe Stunde später waren sie da. Wie eine Horde Teufel kamen sie von den Hügeln heruntergestürmt, brüllten, schwangen kurze Speere. Ihre Mähnen flatterten, ihre Augen glänzten unter buschigen Brauen. Zehn gegen einen.

Dann stutzten sie. Schüsse dröhnten, hallten hundertfach wider zwischen den steilen Hügeln, warfen zwei Mähnenträger in den Sand. Zwei, drei von den Teufeln faßten sich nach der Schulter, nach dem Arm, brüllten vor Schmerz, krochen zurück.

Dr. Bauers Stimme übertönte den Aufruhr: „In die Luft schießen!" Die Salven knatterten wie einschlagende Blitze. Die Teufel flohen. —

Die Karawane hielt den eroberten Brunnen besetzt. Waffenstillstand war geschlossen. Durch Zeichen, nicht durch Worte. Denn keiner verstand den anderen. Doch die Mähnenträger sahen mit aufgerissenen Augen, daß die Fremden die Verwundeten pflegten, anstatt sie liegen zu lassen. Einer der Schwarzhaarigen kam näher. Er legte ein kurzes Schwert vor Dr. Bauer auf die Erde. Es sollte wohl das Zeichen der Unterwerfung sein.

Der Deutsche sah es erstaunt. Ein Gladius, die Hiebwaffe, wie die römischen Legionen sie einst geführt hatten. Roh gearbeitet freilich. Doch wie kam das Vorbild zu diesen Wilden?

Eine alte arabische Sage kam dem Deutschen plötzlich in den Sinn: Römische Legionäre sollten einst in der Wüste Arabiens verschollen sein. War dies Schwert ihr Erbe?

Die Frage ließ dem Deutschen keine Ruhe. Er wollte von den Mähnenträgern etwas erfahren, wies auf das Schwert. Sie brachten ihm noch mehr solcher Hiebwaffen. Alle hatten die gleiche Form. Und dann war auch ein Wurfspeer darunter. Der Holzschaft fühlte sich wie versteinert an, und Dr. Bauers Hand zitterte ein wenig vor Erregung, denn was er da hielt, konnte nur ein Pilum sein, ein römischer Speer. Der trockene Wüstensand mochte den Schaft erhalten haben.

Die Mähnenträger konnten keine Auskunft geben. So ging der Forscher selbst auf die Suche. Er drang in eine der Felshöhlen ein, in denen die Wilden mit ihren Frauen und Kindern hausten. Es war wohl die größte, und sie schien eine Art Heiligtum zu sein. Trockene, kühle Luft stand an ihrem Eingang wie ein schützender Wall gegen die Backofenhitze der Wüste.

Die Taschenlampe blitzte auf. Ihr Strahl fiel auf einen Gegenstand, der wie ein Menschenrumpf war. Dr. Bauer beugte sich darüber. Seine Hand fuhr über den Plattenpanzer eines römischen Offiziers.

Dann fand der Deutsche eine Schreibtafel, auf der das Wachs zu Stein geworden war. Die Schriftzüge, die eine zitternde Greisenhand eingedrückt haben mochte, verrieten das Geheimnis von Bir Scheitan:

„Im Herzen der arabischen Wüste schreibt dies der Militärtribun M. Valerius Vetilius im eintausendundeinunddreißigsten Jahr seit der Gründung Roms. Das Ende naht. Hierher hat uns die Meuterei geführt. Die Soldaten der zweiten Kohorte der Syrischen Legion, meine Legionäre, wollten ein Reich für sich gründen. Sie glaubten den Gaukeleien eines Syrers, der ihnen in der Wüste ein Paradies mit Gold und Weibern und Wein versprach. Sie zwangen mich, bei ihnen zu bleiben, als sie in die unbekannte Wüste zogen. Das Paradies fanden wir nicht, nur Hunger, Durst und Tod. Ich hätte sie vielleicht zurückführen können. Ich wollte es nicht. Sollte ich mit Meuterern nach Syrien zurückkommen, nur um mich schämen zu müssen? Wir kamen an diesen Brunnen. Ein paar Araber saßen da mit ihren Weibern. Die sind nun die Stammütter eines verfluchten Volkes geworden. Ich sehe sie vor mir, die Nachkommen meiner Legionäre, wie sie langsam entarten, von Geschlecht zu Geschlecht immer tiefer sinken, bis sie zum Tier werden, weil das neue Blut fehlt, weil sie abstumpfen im ewigen, geisttötenden Einerlei der Wüste. Um diesen einen Brunnen, um die Erhaltung ihres elenden nackten Lebens müssen alle Gedanken derjenigen und ihrer Kinder kreisen, die hier ein Paradies zu finden hofften und ihre Soldatenehre einem Phantom opferten."

Die Schreibtafel war alles, was Dr. Bauer Aufschluß über die verlorene Kohorte hätte geben können. Er wollte weitersuchen, sich länger am Brunnen der Teufel aufhalten. Und doch zog er nach zwei Tagen mit gefüllten Wasserschläuchen weiter, dem Westen zu. Denn irgend etwas lastete wie ein Fluch über dem Talkessel von Bir Scheitan, ließ den Weißen in der Mittagsglut schaudern.

Von einer Bodenwelle warf er den letzten Blick zurück: Da sah er die Mähnenträger wie Tiere auf den Hügelkämmen kauern. Er mußte an eine Herde Paviane denken, die dem abziehenden menschlichen Störenfried nachsahen.

Vernichtungskrieg den Ratten!

Von Ernst Heller.

Nach all den Mißerfolgen, die den internationalen Konferenzen beschieden waren, ist es ein — freilich bescheidener Lichtblick —, wenn zuletzt wenigstens eine von ihnen zu einem einmütigen Beschluß aller beteiligten 52 Staaten geführt hat, nämlich die internationale Pariser Besprechung zur Bekämpfung der Rattenplage.

Die Franzosen waren in dieser Sache tonangebend. Und das nicht ohne Grund. Erstens wollten sie die Gelegenheit ihrer Kolonialausstellung dazu benutzen, Kriegspläne gegen die Kolonialratten zu beraten, und zweitens leidet ihre Hauptstadt von allen europäischen Metropolen wohl am meisten unter der Plage. Einer vorsichtigen Schätzung zufolge leben nämlich in den Pariser Kellern und Kanälen, in den vielen dunklen Ecken der „Lichtstadt" nicht weniger als zehn Millionen Ratten. Die sollen nun nach Möglichkeit restlos beseitigt werden, denn die Zeiten der Belagerungen da Paris von Ratten und Elefantenschinken lebte, dürften vorüber sein.

Vor dem Kriege hatte man die Pariser Ratten fast vergessen. Während dann die Menschen sich gegenseitig töteten, hatten die Nager eine gute Zeit. In Frankreich gehörten sie auf beiden Seiten zu den treuesten Gästen der Unterstände. Nach Beendigung des Völkerringens konnte ein bekannter Gelehrter den Ausspruch tun: „Die wahren Sieger des Weltkrieges sind die Ratten!" Tatsächlich setzte eine regelrechte Ratteninvasion nach Westeuropa ein. Die Tiere schienen — von wissenschaftlicher Seite wird angenommen, daß ein Naturereignis sie aufgescheucht hatte — aus Persien zu kommen. Es handelt sich um große graue Wanderratten. Wahre Heerzüge von ihnen zogen durch den Balkan. Sie ließen sich gleich den Lemmingen durch kein Hindernis aufhalten. In Polen schickte man Truppen mit Gas gegen sie. Trotzdem schlugen sich Tausende bis Frankreich durch. In den Pariser Kellern und Kanälen, Katakomben und sonstigen Untergründen setzte ein Krieg im Dunkeln ein. Die kleineren einheimischen schwarzen Ratten setzten sich gegen die Eindringlinge zur Wehr, doch die Millionen unterlagen den weit stärkeren Fremden. So zog ein neues Rattengeschlecht in die Pariser Schlupfwinkel ein und vermehrte sich dort mit fabelhafter Geschwindigkeit. Die Polizei versprach für jeden abgelieferten Rattenschwanz als Beweis dafür, daß der Betreffende einen Nager getötet hatte, eine Belohnung von 25 Centimes. Die Folge davon war, daß geschäftstüchtige Leute Ratten züchteten, um ihnen die Schwänze abschneiden und die Prämie einkassieren zu können.

Innerhalb einiger Jahre sind nach einheimischen Berechnungen in Frankreich allein für eine Milliarde Mark Lebensmittel und andere Werte durch Ratten vernichtet worden. Die Schuld lag zum Teil daran, daß unsere westlichen Nachbarn keine polizeilichen Bestimmungen gegen die Rattenplage kannten wie wir oder die Dänen und Engländer. Es ist begreiflich, wenn Frankreich jetzt von der internationalen Konferenz tatkräftige Hilfe gegen die es bedrängende Plage erhofft.

Tatsächlich kann auch nur eine zwischenstaatliche Zusammenarbeit auf diesem Gebiete zum Sieg führen. Das wirksamste Mittel gegen die grauen Nager ist heute ein Präparat, das Rattentyphusbazillen enthält. Jedes Tier, das von dem hiermit vergifteten Brote frißt, geht nicht nur innerhalb kurzer Zeit ein, sondern es überträgt die Krankheit auch auf die Artgenossen. Eine wahre Typhusepidemie setzt ein. Doch nun hat der Mensch mit der außerordentlich hohen Intelligenz der Tiere zu rechnen. Die Ratten fliehen aus der verseuchten Stadt, suchen sich eine neue Heimat. Die Verseuchten gehen unterwegs ein, und nur gesunde Tiere erreichen die neuen Schlupfwinkel. Da das Gift eine Art Auslese getroffen hat, indem es die schwächsten Tiere angriff, so trifft ein frisches und starkes Rattengeschlecht in der neuen Heimat ein und pflanzt sich dort mit rasender Geschwindigkeit fort. Der Erfolg des Rattenkriegs war also nur örtlich begrenzt.

Aus diesem Grunde muß die Bekämpfung der Ratten einheitlich von allen Ländern betrieben werden. Das zwischenstaatliche Vorgehen darf sich nicht nur auf Europa beschränken, sondern es muß vor allem durch Vernichtung der Ratten in Asien vermeiden, daß immer wieder durch Schiffe die widerlichen Nager und gleichzeitig mit ihnen ihre Flöhe und die auf diesen wieder schmarotzenden Pestbazillen nach Europa eingeschleppt werden.

Der „Schrecken von Angola"

Von Günther Erlenbeck.

Der Elefant greift ungereizt so gut wie nie den Menschen an. Bis auf zwei Ausnahmen: den sogenannten „Rogue" oder Einzelgänger und solche Tiere, denen schon vielfach nachgestellt ist und die nun den Spieß umkehren und unter Aufbietung aller ihrer nicht geringen Schlauheit ihrerseits den Verfolger angreifen, ihm wohl gar auflauern und ihn aus dem Hinterhalt überfallen. Selbst erfahrene Elefantenjäger werden dadurch überrascht, und derartige Zusammenstöße nehmen nur zu oft ein tragisches Ende.

Dahin gehört z. B. der Fall des belgischen Hauptmanns de Lussac, der vor nicht langer Zeit in Katanga auf Elefantenjagd ging. Als Führer diente ihm ein rhodesischer Bur, van Royen, einer der erfahrensten Jäger des Landes. Eines Morgens stieß man auf die Spur von sechs Elefanten, die man gegen Mittag zu erreichen hoffte. Der Wind stand günstig, er kam von den Tieren her, sodaß man sich ihnen unschwer nähern konnte. Vorsichtig schlichen die beiden sich an; die Herde war noch nicht zu Gesicht gekommen, als plötzlich von links rückwärts ein scharfer, wütender Laut ertönte. Herumfahrend sahen die Jäger zu ihrem Entsetzen einen riesigen Elefantenbullen, der mit hocherhobenem Rüssel aus dichtbelaubtem Buschwerk heraus, wo er die Verfolger an sich hatte vorüberziehen lassen, auf sie einstürmte.

Dem Wutschrei des alten Bullen antwortete lebhaftes Trompeten auf kurze Entfernung geradeaus, ein Zeichen, daß auch die übrigen fünf Tiere sich näherten. Schon tauchten die grauen Körper zwischen den Bäumen auf, der angreifende Bulle war nur noch 15 Meter entfernt, Rettung lag allein in eiligster Flucht. Der Elefant folgte indes den beiden Jägern; er hatte van Royen fast schon erreicht, als de Lussac zur Seite sprang und hinter einem dicken Affenbrotbaum Deckung suchte. Diese Bewegung, die dem Buren das Leben rettete, sollte sich für den anderen als verhängnisvoll erweisen.

Der verfolgende Bulle wandte seine Aufmerksamkeit von van Royen ab und dem Belgier zu, den er hinter dem 20 Meter Umfang messenden Affenbrotbaum mit weit vorgestrecktem Rüssel zu fassen suchte. Es begann ein tolles Wettrennen zwischen Mensch und Tier um den Stamm herum. Jener war der Flinkere, und er wäre wohl davon gekommen, da van Royen — er hatte auf einem nahen Baume Zuflucht gesucht — nur auf den günstigen Augenblick wartete, in dem er den rettenden Schuß anbringen konnte. Zwei Kugeln hatten schon getroffen, aber keine tödlich. Da waren die übrigen Elefanten heran. Von dem wütenden Bullen auf der einen, den fünf übrigen auf der anderen, „seiner" Seite des Affenbrotbaumes blieb dem Belgier keine Rettung. Laut trompetend, zwei starke Bullen voran, stürzten sich die Tiere auf ihn, und im nächsten Augenblick hatten ihre Stoßzähne ihn an den Stamm genagelt und gleich darauf zu einer formlosen Masse zerstampft. In einer Sekunde war alles vorüber. —

In Portugiesisch-Afrika am Oberlauf des Sambesi bildete lange Zeit hindurch ein „Rogue" den Schrecken der Eingeborenen. Mehrfach waren Schwarze von dem Alleingänger getötet, den seine Spur infolge einer mißgebildeten Zehe leicht kenntlich machte. Man kannte ihn lange als den „Schrecken von Angola", bis er sich einen anderen Beinamen erwarb. Die Neger der Gegend pflegten nämlich, wenn die Verhältnisse es gestatteten, Elefanten in der Weise zu „jagen", daß sie um eine aufgespürte Herde allerlei leicht brennbare Stoffe anzündeten, um die durch Rauch und Flammen von Sinnen gekommenen Tiere, die jede Vorsicht außer acht ließen, mit Speeren und Vorderladern zu erlegen oder in Fallgruben zu fangen. Diesem grausamen Sport wollte eines Tages auch eine Schar von mehreren hundert Schwarzen huldigen, als plötzlich — das Feuer war gerade angelegt — das laute Trompeten eines alten Elefanten aus dem nahen Urwald heraus ihnen in die Glieder fuhr. Aus dem Dunkel donnerte eine graue Masse auf sie zu, zugleich durchbrachen die durch das Trompeten gewarnten übrigen Dickhäuter, ehe noch das Feuer richtig in Gang gekommen, den sie umzingelnden Kreis der Jäger. Zwei von diesen fielen dem „Schrecken von Angola" — als den ihn seine Spur später kenntlich machte —, vier weitere den anderen Elefanten zum Opfer. Da die Eingeborenen fest davon überzeugt waren, daß der alte Bulle seine Artgenossen absichtlich gewarnt habe, hieß er bei ihnen fortan nur noch der „Schützer der Elefanten". Im übrigen machte er aber auch weiterhin seinem alten Beinamen Ehre, und er hätte sein Unwesen wohl noch lange weiter getrieben, wäre er nicht so unvorsichtig gewesen, eines Nachts einen mit seinem Ochsengespann durch das Land ziehenden Buren zu überfallen. Der Mann erwachte von einem fürchterlichen Lärm und sah eine riesige schwarze Gestalt, die seinen Wagen umgestürzt und die Ochsen in wilde Flucht gesagt hatte. Er feuerte, die Gestalt verschwand, wurde aber am anderen Morgen nahe dem Lager tot aufgefunden. Die verstümmelte Zehe kennzeichnete ihn als den „Schrecken von Angola". Das Tier bewies, welch unglaubliche Widerstandskraft die Dickhäuter besitzen. Die Narben von nicht weniger als 58 Kugeln, die zum großen Teil Herz und Lunge durchbohrt hatten, ließen sich nachweisen. Eine Bestätigung der Ansicht erfahrener Elefantenjäger, daß nur ein Schuß ins Gehirn den Dickhäuter umzulegen vermag. —

Auf einem Pfade zwischen Lukafu und Kisale in Belgisch-Kongo bewegte sich ein Zug von 50 schwarzen Trägern mit ihren Kautschuklasten dahin, als plötzlich aus dem Dickicht zur Seite ein riesiger dunkler Schatten hervorbrach und sich einen Weg durch das Unterholz bahnte. Bevor man nur an Flucht denken konnte, wurde der nächste Schwarze von dem Rüssel des „Rogue" gepackt und gegen einen Baum geschleudert, einen zweiten ereilte das gleiche Schicksal. Dann verschwand der Unhold so plötzlich, wie er gekommen. Die beiden Neger waren die ersten Opfer eines „Alleingängers", der lange Zeit die Gegend unsichtbar machte. Auch ihn erkannte man an einer Eigenheit seiner Spur — ein Fuß war tiefer in den Boden gedrückt als die übrigen. Als er zwölf Leben auf dem Gewissen hatte, sandte die Regierung einen alten erfahrenen Jäger, Le Roux, aus, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Von einem Freunde begleitet, machte jener sich an die Verfolgung. In der Nähe von Kambowe stieß man auf die gesuchte Spur, der man alsbald nachging. Le Roux nahm irrigerweise an, der Elefant würde — wie es seinesgleichen nach der Erfahrung des Jägers immer taten — sich der Verfolgung durch schleunigste Flucht zu entziehen suchen. Er sollte sich aber sehr getäuscht haben. Am andern Nachmittag — die Spur war jetzt ganz frisch, der „Rogue" konnte also nicht weit entfernt sein — ging es durch ziemlich lichten Wald, als der Weg unerwartet eine scharfe Biegung machte. Während die beiden Jäger noch überlegten, was den Elefanten zu einem Richtungswechsel bewogen haben könne, ertönte das bekannte Trompeten, und der alte Bulle raste mit hoch erhobenem Rüssel auf die Ueberraschten zu. Le Roux konnte noch die Büchse heben, kam aber nicht mehr zum Feuern, denn das wütende Tier packte ihn um den Leib und schmetterte ihn zu Boden, um dann den leblosen Körper in rasender Wut zu zerstampfen. Auf den Begleiter gab er überhaupt nicht acht. Zu seinem Verderben, denn eine gutgezielte Kugel aus der Büchse des Belgiers warf ihn über seinem toten Opfer tot zu Boden. Auch in diesem Falle hatte der Elefant ganz offensichtlich seinen Verfolgern aufgelauert und mit bewundernswerter Klugheit einen Platz gesucht, von dem er die Nichtsahnenden überfallen konnte.